Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur

Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine

Band: 36 (1954)

Heft: 2

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

AZ Winterthur, 8. Januar 1954 Erscheint jeden Freitag 33. Jahrgang Nr. 2

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Zürich
Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Rückblick und Ausblick

Das vergangene Jahr hat sich, eidgenössisch betrachtet, vor allem dadurch vom Jahr 1952 unterschieden, dass es nur drei eidgenössische Abstimmungen aufzuweisen hatte. 1952 wurden die stimmberechtigten Bürger neunmal zu den Urnen gerufen, um über gesamtschweizerische Fragen zu befinden. Das ist aber, wie uns unsere seit 1945 geführte «Buchhaltung» bestätigt, eine ausserordentliche Erscheinung in unserem Land. Und es ist gut, dass es danach ein Jahr der verhältnismässigen Ruhe gab, machten doch allein das Landwirtschaftsgesetz allen für dessen Ausführung Verantwortlichen genügend Schwierigkeiten, und man kann wohl sagen, dass das Jahr 1953 im Zeichen dieser Ausführungsgesetzgebung stand. Daneben war es die nun zu einem Scherbengericht gewordene Bundesfinanzreform, welche umfängliche Vorarbeiten erforderte. Und so mager das Abstimmungsprogramm auch ausgesehen haben mag, das Ende, welches folgte, war um so dicker. Wie in einem Ameisenhaufen kribbelte es nach dem 6. Dezember durcheinander. Die ganze, so vielgerühmte Konstanz unserer Politik schien ins Wanken zu geraten, wir hatten — was der Schweizer sonst nur vom Hörensagen kennt — eine Regierungskrise. Die Redaktoren hatten zwei Wochen lang keine Sorgen um ihre Leitartikel, die «Krise» war Trumpf, und nach deren Beendigung war es der Sieg über die Krise. Und nun haben wir also wieder einen siebenten Bundesvater, wir haben sogar einen ausgewiesenen Mann für den Finanzhaushalt des Bundes.

Man sollte aber doch nicht einfach über diese Ereignisse hinweg zur Tagesordnung schreiten, muss man sie doch als ein Symptom für Vorgänge im politischen Leben unseres Landes bewerten, die unsere Aufmerksamkeit erheischen.

Schon im Frühling des letzten Jahres erregte ein Artikel von Chefredaktor Peter Dürrenmatt beträchtliches Aufsehen, der unter dem Titel: «Ideenlosigkeit der bürgerlichen Politik» in den «Basler Nachrichten» erschien. Er sprach darin u. a. von einer «hilflosen Verteidigungspolitik», er beklagte die mangelnde Grundsatzfestigkeit der bürgerlichen Parteien. Man nahm diese Kritik schmollend zur Kenntnis und versuchte darzulegen, dass die Zustände nicht so schlimm seien wie Dürrenmatt sie schilderte. Der Parteitag der Sozialdemokraten in Winterthur letzten Herbst hat dann verschiedene Blätter nichtsozialistischer Richtung ihrerseits auf das Malaise in der Sozialdemokratie hinweisen lassen. Was das Malaise der Sozialdemokraten von jenem der bürgerlichen Parteien unterscheidet, ist unseres Erachtens die Tatsache, dass sie ehrlich zugaben, der parteipolitische Kurs, der sich bei ihnen mit der Zeit entwickelt hat, befriedige sie nicht mehr. Darum hat uns der Rücktritt Bundesrat Webers und der Verzicht auf das sozialistische Mandat im Bundesrat eigentlich nicht so sehr erstaunt. Es war dies die logische Konsequenz der Verhandlungen jenes Parteitages, und wer weiss, ob die Sozialisten damit auf lange Sicht nicht allen Parteien einen guten Dienst geleistet haben.

In seinem Kommentar zur Abstimmung über die Bundesfinanzreform sprach J. B. Rusch in seinen «Republikanischen Blättern» von der eidgenössischen Tauschhandelspolitik, deren der Bürger offenbar müde sei. Tatsächlich macht es den Anschein, als sei die Kompromissbereitschaft bei der Lösung politischer Probleme eine fragwürdige Tugend. Theoretisch bewährt sie sich, indem es auf diesem Wege allein gelingt, Lösungen zu finden, die im Parlament die notwendigen Mehrheiten erhalten. Praktisch aber wirken sich die eidgenössischen Kompromisse so aus, dass nachher, wenn diese Gesetze in Kraft treten, keine Partei mehr eigentlich befriedigt ist. Wir dürfen hier gewiss auf das Landwirtschaftsgesetz verweisen, als ein illustratives Beispiel. Weder der Produzent noch der Konsument haben heute ihre Freude daran, es beruht halt auf dem berühmten gut eidgenössischen Kompromiss.

Um nun noch einmal auf das eingestandene oder nicht eingestandene Malaise innerhalb dieser oder jener Partei zurückzukommen, wir möchten kühn behaupten, dass das Malaise, welches sich bei uns allgemeinpolitisch in letzter Zeit bemerkbar gemacht hat, seinen Ursprung in einer Kursunsicherheit hat, die durch alle unsere Parteien geht. (Die PdA nehmen wir gerne von solchen Betrachtungen aus.) Vielleicht müssen unsere obersten Parteigremien wieder lernen, den «Mut zur Unpopularität» aufzubringen, selbst auf die Gefahr hin, dass der politische Kampf dadurch härter wird. Stagnationserscheinungen können einer Direkt-Demokratie wie der unseren auf die Dauer gewiss nicht zum Vorteil gereichen. Die neuen Lösungen müssen sich aus dem Aufeinanderprallen der Gegensätze herausschälen. Die Politik der Ueberbrückung von Gegensätzen durch Kompromisse ist dort am Platz, wo es gilt, Notzeiten durchzustehen. Während des Krieges war sie am Platz, jetzt erwartet der Bürger eindeutige Stellungnahmen. Vielleicht zieht es ihn dann auch wieder eher zur Urne denn das erlahmende Interesse des Stimmbürgers an den Abstimmungsvorlagen hängt sicher nicht zuletzt auch damit zusammen, dass er allzuoft das Gefühl hat, eine ihm vorgelegte Lösung sei nicht Fisch noch Vogel. Wenn sich die Parteien jetzt nicht zu neuen Standortbestimmungen entschliessen können, wird unweigerlich aus unserer Partei-Demokratie eine Verbands-Demokratie. Es fragt sich überhaupt, ob wir den Zeitpunkt nicht schon verpasst und den Verbänden bereits so weitgehend die Zügel überlassen haben, dass es kein Zurück mehr gibt.

Hilde Custer-Oczeret.

Das neue Kirchengesangbuch

El. St. Im Leben des protestantischen Kirchenvolkes der Schweiz ist mit dem letzten Jahr eine langjährige, mit viel Ausdauer und Geduld und viel einfühlendem Suchen nach dem Richtigen geleistete Arbeit zu Ende gegangen. Durch sie haben nun alle Reformierten der deutschen Schweiz ein einheitliches Gesangbuch erhalten und es kann uns nicht mehr passieren, dass, wenn wir Zürcher oder Berner zum Beispiel mit unserem Gesangbuch in St. Gallen zur Kirche gehen, wir entdecken müssen, dass dort «anders gesungen» wird.

Wir wollen nicht verhehlen, dass damit ein grosser Einschnitt in das kirchliche Leben und liebe Traditionen vieler Kirchgenossen gemacht worden ist, der nicht allen leicht fällt. Ganz besonders betrifft dies die ältere Generation, welche nun ein Lebenlang mit dem für den «unterländischen» Kreis aus dem Jahre 1891 stammenden Gesangbuch vertraut und verwachsen war. Viel mehr vielleicht als die heutige jüngere Generation, welcher die Lieder in ihren Texten nicht von Haus und Schule aus solchermassen eingeprägt worden sind, dass sie zu einem festen Bestandteil ihres religiösen Reservats geworden sind. Die ganz Alten, zu denen sich auch die Schreiberin zählen darf, erinnert sich noch gut des alten, kleinen, dicken Gesangbuches der Berner Kirche aus den 50iger Jahren, das ihre Jugend und Schuljahre begleitet und beeinflusst hat, dessen Ablösung 1891 aber mit allgemeiner Freude begrüsst worden ist.

Und nun liegen sie da auf ihrem altgewohnten, leicht greifbaren Plätzchen auf dem Büchergestell: Das eigene, zur Konfirmation erhaltene, das schöne, in schwarzem Samt gebundene, mit schönen goldenen Beschlägen geschmückte, mit dem die Mutter jeden Sonntag zum Gottesdienst ging. Und dazu ist noch dasjenige der Grossmutter männlicherseits gekommen, ebenfalls in schwarzem Samt mit fein ziseliertem Silberbeschlag, die feinen, handlichen Wildledernen des lieben Gatten, des jüngsten Sohnes — und sie alle werden nun in der Bibliothek einen Ehrenplatz erhalten und es wird wohl von Zeit zu Zeit noch in ihnen geblättert werden, wenn das Gedächtnis die altvertrauten Texte nicht mehr vollständig zusammenfinden kann.

Das neue Buch, an das wir uns nun mit gutem Willen und Freude gewöhnen wollen, bietet als grossen äusserlichen Vorteil alle Texte mit der dazugehörenden Melodie dar. Das erspart das unruhige Herumblättern und gewährt das willige Mitsingen auch derer, die bis jetzt das Gesangbuch kurzerhand zuklappten, wenn die Melodie nicht beim Text stand. Die Auswahl der Lieder wurde in langen Studien und Versuchen getroffen im Bestreben, aus dem nun schon einige Zeit versuchsweise benützten Probeband und dem alten Gesangbuch nur das Beste in das neue herüber zu nehmen. Das Singen in der Kirche ist für uns Protestanten die einzige aktive Mitbetätigung am Gottesdienst und beschränkt sich in der Evangelischen Kirche, seit Ausschaltung der Liturgie, vollständig auf den Liedgesang. Um so wichtiger ist es deshalb, dass unser Kirchengesangbuch eine richtige Fundgrube textlich und musikalisch schöner, gedanklich inhaltsreicher, aber auch leicht singbarer, in den geistigen Besitz des Kirchenvolkes willig eingehender Lieder sei.

Wir finden viele der alten, zum Teil etwas revidierten Texte und Melodien; wir finden ausserdem andere, uns heute vielleicht noch etwas fremd anmutende Lieder, die wir uns noch ersingen, erwerben müssen. Es ist möglich, dass in der ersten Zeit unser Kirchengesang etwas mager und unsicher sein wird, möglich, dass der häufige einstimmige Satz nicht durchwegs auf Gegenliebe stossen wird, und dass von mancher Seite her mehr guter Wille aufgebracht werden muss zur Gewöhnung an das «Neue», als seine Schöpfer es sich vielleicht vorgestellt haben. Wenn wir aber bedenken, dass der Jugend die Zukunft gehört, so bleibt uns vor allem der Wunsch auf dem Herzen, dass in Schulen, Sonntagsschulen und Kinderlehren dem Kirchenlied mehr und mehr ein Ehrenplatz, textlich und gesanglich, eingeräumt werde.

Unsere Kirchenchöre sind schon lange an der Arbeit, sich das neue Gut ganz anzueignen, und wenn in unseren Gottesdiensten sie die kraftvolle Führung übernehmen, wenn von den Pfarrherren im gleichen Gottesdienst dem Neuen und dem Altvertrauten ein Platz eingeräumt wird, so wird das neue Gesangbuch bald ein schönes kirchliches Gemeinsamkeitsband bilden zwischen den deutschsprechenden Evangelischen der Schweiz.

Im neuen Gesangbuch finden wir sehr viele ganz alte Lieder, die uns in ihrer einfachen Innigkeit besonders ansprechen, und wir gedenken dankbar der grossen Arbeit der Gesangbuchkommission und ihres um das Zustandekommen des grossen Werkes besonders verdienten Sekretärs, Herrn Pfarrer Th. Bruppacher, in Wülflingen. Es war gewiss keine leichte Aufgabe aus dem grossen und reichhaltigen Liedergut das Wertvollste mit sicherem Gefühl herauszugreifen. Der Geschmack im Kirchenvolk ist ebenso differenziert wie es selber, und es galt für die Kommission bei aller Einhaltung der Linie, die sie sich vorgesetzt hatte doch auch, den verschiedenartigen geistigen und emotionellen Bedürfnissen der Gläubigen gerecht zu werden. Wer im neuen Gesangbuch, vor sich hinsingend blättert, wer in den Gottesdiensten sich schon mit bisher viel Unbekanntem und anfänglich fremd anmutendem befreundet hat, und wer von den Jungen in einigen Jahren unser «Altes» bereits vergessen oder nie gekannt hat, wird dann sicher der Riesenarbeit der Kommission mit den Worten aus Nr. 341 gedenken:

Herr, dass wir betend vor dir stehn,
Dir Lob und Ehr zu bringen
Durch unsre Väter ist's geschehn,
die lehrten uns zu singen.
Sie haben uns dein Wort gesagt,
Es aus dem Schutt gezogen,
Zu dir sie standen unverzagt
Ihr Mut hat nicht gelogen
Dein Heil sie nicht betrogen.

Mitteilungen des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht

Gleiche Arbeit, gleicher Lohn.

Die Direktion der Waadtländer Kantonalbank hat kürzlich eine Revision ihres Personalstatuts vorgenommen und beschlossen, das Prinzip «Gleicher Lohn für gleiche Leistung» gutzuheissen. Es handelt sich um 52 Frauen von 430 Angestellten: Stenotypistinnen und Sekretärinnen, die vorläufig keinen höheren Posten einnehmen — aber warum sollte das eines Tages nicht möglich sein, wenn man bedenkt, welch bedeutenden Platz die Frauen im Wirtschaftsleben des Kantons einnehmen? Dann werden wir auch eine Prokuristin, eine Abteilungsleiterin und ein Mitglied des Verwaltungsrates vor uns sehen. Auf jeden Fall ist das Beispiel dieser einzigen Anstalt des Kantons warm zur Nachahmung zu empfehlen.

Die Frau als Minister

In Norwegen ist das Gesundheitsministerium einer Frau, Rakel Seweriin, anvertraut, die seit 1945 Parlamentsmitglied ist. Zum drittenmal hat in Norwegen eine Frau einen Ministerposten inne.

In Grossbritannien ist Dame Mary Smieton zur Untersekretärin des Departements ernannt worden, welches beim Arbeitsministerium und im Nationaldienst für Sicherheit, Gesundheit und Wohlfahrt besorgt ist.

Frauen als Abgeordnete

Die Mutter von P. H. Spaak, dem früheren belgischen Ministerpräsidenten, Frau Marie Spaak, hat

Von Kunming zum Omishan

Ani M. Pfister

II.

Eine junge Frau zeigte mir ihr Kind, dessen Kopf über und über mit eitrigen Krusten bedeckt war — die Frau des Arztes musste ja auch heilen können. — Sie hatte alle landesüblichen Mittel versucht, über die ich mich nicht auslassen will. Der Fall war leicht: Wasser, Seife und Oel würden helfen. Ich machte ihr die Prozedur klar. «Schreibe es mir auf». «Ich kann nicht chinesisch schreiben». «Bitte, schreibe es in Deiner Sprache». Ich tat es. Sie dankte gerührt, zog einen Faden aus dem Saum ihrer Hose und hing es dem Kind um den Hals. — Ob es half?

Am Abend eines langen, mühevollen Tages kletterten wir den letzten, steilen Abhang hinunter und standen ziemlich ratlos am Rande eines breiten, hochangeschwollenen Flusses. Die Brücke war weggerissen, das Ufer rutschte langsam weiter in die rotbraunen Wellen ab. Gegenüber sahen wir die Reste eines zerstörten Dorfes, etwas höher gelegen einen grossen offenen Tempel, weiter auf der Bergseite ein gut erhaltenes Gebäude, wohl der Yamen. Auf dem Wege dahin drängten sich blaugekleidete Gestalten.

Die langsamer nachkommenden Träger riefen und winkten (der Chinese winkt mit der bei uns üblichen Abwehrbewegung). Ein primitives Floss kam herbei, vorsichtig wurden wir und das Gepäck darauf verfrachtet. Schwer kämpften die Ruderer mit langen Bambusstangen gegen die Strömung. Im Yamen erfuhren wir: vor zwei Tagen habe das Hochwasser des Bergstroms die Häuser weggerissen; die Bevölkerung sei im Tempel untergebracht, da wäre auch noch Platz für uns. Die Eskorte würde zu unserem Schutze dort bleiben. Es blieb uns keine Wahl. Weiter konnten weder die Träger noch wir. Im Tempel herrschte reges Leben; etwa 60 Familien mit Kindern und Haustieren kampierten in der heiligen Halle. Auch hier war kein Ton des Jammers zu vernehmen. Der Chinese, als Fatalist, erträgt mit Gleichmut Naturereignisse, Krankheit, Tod, Bedrükkung und Ausnützung durch die Obrigkeit. Vielleicht hat er eine Schuld aus einem früheren Leben zu büssen oder es wird ihm im nächsten Leben als Plus angerechnet.

Auf der breiten Treppe zur Vorhalle hockten Frauen und kochten auf mit Lehm ausgemauerten Körben den Reis. Hühner, Schweine und Katzen jagten sich im schönen Tempelhof. Unter dem weit vorgeschwungenen Dach der Halle, das mit graziösen, grünen Dachreitern geziert war, spielten die Kinder. Im Hintergrund der roten, starken Säulen schaute ein riesiger Buddha auf das ihm ungewohnte Bild.

In den Nischen der Halle hatten sich die grösseren Familien angesiedelt. Kasten und Truhen begrenzten ihr Reich. Ueberall standen Teetässchen und — vielversprechend — Opiumlämpchen herum. Wir schlugen die Feldbetten nahe dem offenen Ausgang und banden die Gepäckstücke an ihnen fest. Reis, Huhn und Eier bekam man billig bei fliegenden Händlern aus dem Nachbardorf zu kaufen; eine Frau lieh mir ihren Kochherd und gab mir abgegessene, getrocknete Maiskolben zur Feuerung. Die Nacht kam. Wir zögerten erst, uns in dem Gewimmel von Geschöpfen zur Ruhe zu legen, während Kinder, Schweine und Federvieh unter unseren Betten herumkrochen und um die Wette quiekten. Die uns beschützende Eskorte hatte sich längst in einen Opiumdiwan zurückgezogen. Auch hier fing einer nach dem andern an die berüchtigte braune Kugel über der Flamme zu erwärmen, der widrige, süssliche Duft durchwehte die Halle und schläferte auch uns ein.

Opium ist der Fluch Chinas. Das alte China kannte keinen Sonntag; Neujahr und 2 bis 3 kurze Feste verschwinden im Vergleich zu dem vollgerüttelten Mass an Feiertagen der westlichen Zivilisation. Ausserdem war der Verdienst der Kulis so gering, dass er nur zu der kärglichsten Existenz unter den unhygienischsten Verhältnissen reichte. Der Opiumrausch bildete des Armen einzige Erlösung vom Alpdruck seines Daseins. Man hört oft sagen: wenn der Raucher die Summen, die er für Opium ausgibt, für Nahrung verwenden würde, könnte er ein gesünderes Leben führen. Aber wer frägt nach der unsichern Zukunft, wenn er der Härte des Daseins auf leichte, milde Art in zauberschöne Träume entweichen kann. Erst müssen menschenwürdige Verhältnisse geschaffen werden, bevor man die Moral der Massen heben kann.

Wie froh waren wir, am nächsten Morgen in der frischen Luft der Berge weiter zu ziehen.

Im Hause des Arztes der amerikanischen Mission in Suifu genossen wir kurz die Freuden moderner Einrichtungen. Schon am nächsten Vormittag fuhr der wöchentliche Dampfer den Yangtse hinauf. Das Schiff, eine alte Dschunke (Segelschiff), durch Einbau einer Dampfmaschine modernisiert, besorgte den Personen- und Güterverkehr in das westliche Szechuan. Die menschlich und landschaftlich interessante Fahrt wog das etwas primitive Unterkommen reichlich auf. Es gab nur eine Klasse. Jeder Passagier brachte seine Schlafgelegenheit — Feldbett oder Matte — und dicke wattierte Decken mit. So heiss die Sonne am Tage durch das Segeltuch brannte, so kalt wehte der Nachtwind über das Deck. In dem niedrigen Preis von wenigen Dollar war Essen und Trinken inbegriffen. In aller Oeffentlichkeit auf Deck, wo man auch Toilette machte, ass, leicht Bekanntschaften schloss, schliefen die Passagiere in langen Reihen. Die Herrin der Dschunke (es sind meist Frauen, die mit Geschick und Umsicht den Betrieb leiten, und das Personal, wohnten im unteren Teil des Schiffes, ohne Luft noch Licht.

Nach dem Mittagessen um 11 Uhr (Frühstück nimmt der Chinese nicht, nur Kinder essen einige Stücke Fettgebackenes), das aus Reis, Beitsai (Weisskohl), Salzgemüse, Pilzen, Soyabohnen und einer pikanten roten Sauce bestand, hielt die Besitzerin des Schiffes Cercle. Es erinnerte mich an die Cocktailparties auf den Ueberseeschiffen, mit dem Unterschied, dass Umgang, Gespräch und Gebaren, wenn auch von vollendeter Form, weit natürlicher waren. Hier versetzte kein Handkuss, kein «gnädige Frau» einen gleich in die gekünstelte Atmosphäre, die erst nach reichlichem Alkoholgenuss in das Gegenteil umschlug. Statt Cocktails wurde Tee serviert. Im Mittelpunkt des am Boden hockenden oder sitzenden Kreises stand eine junge Frau, deren mürrisches, unzufriedenes Wesen uns schon früher aufgefallen war. Sie klagte uns laut ihr Leid: «Nach einem Jahr war meine Aussteuer unmodern (trotz der landläufigen, dem Ausländer stereotyp scheinenden Tracht spricht die Mode bei den Chinesinnen ebensoviel mit wie bei uns), «auch musste ich ja nach der Geburt meines Kindes ein neues Kleid bekommen». «Gab er keins?, scholl es entrüstet aus allen Ecken.

Die Redaktion

möchte, um besonderer Umstände halber mit ihren Dankesbriefen nicht zu spät ins neue Jahr hineinzukommen, auf diesem Wege all die lieben Glückwünsche aus dem Abonnenten- und Leserinnenkreis, die sie herzlich gefreut haben, warm verdanken und aufs herzlichste erwidern. El. St.

---

soeben ihren 80. Geburtstag gefeiert; sie gehört seit 32 Jahren der belgischen Kammer an. In Dänemark zählt das Unterhaus 14 Frauen, das Oberhaus 12, also 26 Frauen auf 227 Abgeordnete des Parlaments.

In Kanada sind vier Frauen in das Unterhaus gewählt worden.

In Japan nehmen die Frauen 12 Sitze in jeder Kammer ein, was einen Drittel aller Abgeordneten ausmacht.

In Paris

besteht seit 1925 eine polytechnische Schule für Frauen, deren Diplom heute auch staatlich anerkannt wird. Kürzlich richtete ein Reporter einige Fragen an die Absolventinnen des 3. Jahres, zum Beispiel: «Welche Arbeitsmöglichkeiten würden Sie am meisten interessieren?» Antwort: 50 Prozent Luftfahrt und Automobil, 30 Prozent Metallurgie, 20 Prozent Verschiedenes: Radio, Elektrizität, Television usw. «Gründe für diese Wahl?» Die Art unserer Studien, die Vielfalt und grössere Zugänglichkeit, das Interesse der Forschung ... «Was befürchten Sie am meisten beim Verlassen der Schule? Die Vorurteile, unter denen wir Frauen an vielen Orten noch leiden. Das Problem (dass zum Beispiel eine Frau nach einigen Jahren ihren Platz wegen Heirat und Familienpflichten verlässt) existiert auch für die Zahnärztin, aber da sagt man nichts! — In den Luftfahrtsinstituten finden wir vorläufig am meisten Absolventinnen der «Ecole polytechnique féminine», so im Forschungslaboratorium von Chatillon, wo eine Ehemalige, Frl. Guyot, seit ihrer Gründung 1950 die Abteilung der Ultra-Schall-Gebläse leitet.

Militärdienst? Warum nicht auch Bürgerrechte?

Ein Film der Schweizer Armee wirbt im Lande herum für den Frauenhilfsdienst. 10 000 Frauen sollten zur Verfügung stehn, nur 3000 haben sich eingeschrieben. Die Zahl ist ungenügend, haben doch die Erfahrungen im letzten Weltkrieg gezeigt, wie wichtig dieser Hilfsdienst in der Zukunft sein könnte. Der Schweizerische Verband für Frauenstimmrecht, von dem viele Mitglieder diesen Film gesehn haben, ersuchen die Behörden und die Stimmbürger, logisch zu sein und dem militärischen Frauenhilfsdienst den erwarteten zivilen Dienst anzufügen, nämlich endlich den Frauen das politische Stimmrecht zu gewähren.

Die Kirche von England

In der Grossmünsterkapelle hielt im Auftrag der Oekumenischen Kommission des Kirchenrates des Kantons Zürich und der Oekumenischen Arbeitsgemeinschaft Bischof Stephen Neill vor einiger Zeit einen Vortrag über «Die Kirche von England, ihr Leben und ihr oekumenisches Zeugnis von heute».

In seinem Vortrag führte Bischof Neill aus, dass man eine Kirche nur in ihrer Wechselwirkung zur Umwelt verstehen könne. Die anglikanische Kirche ist eine mittelalterliche Kirche. Zur Zeit der Reformation wurde das Englische als Kirchensprache eingeführt, sonst aber blieb alles beim alten. Vor ungefähr hundert Jahren setzte eine Reformation ein. Die einträglichen Synekuren wurden aufgehoben und die Kirchengelder sichergestellt. Der Bau neuer Kirchen wurde in Angriff genommen und versucht, den Armen das Evangelium zu verkündigen. Doch kam dieser Versuch schon beinahe zu spät. Die Methodisten hatten die Lage erkannt und mit ihrer einfachen Predigt in schlichten Kapellen den Menschen das gegeben, was sie in den oft langweiligen Gottesdiensten der Staatskirche nicht fanden. Der geschichtliche Erfolg der Methodistenkirche liegt vor allem darin, dass die meisten Führer der Labour-Partei Laienprediger dieser Kirche waren. Deshalb ist bis heute — trotz späterem Eindringen marxistischer Ideen — der Gegensatz zwischen den Parteien in England nicht so gross.

Der Erste Weltkrieg verursachte einen grossen Schock. Man hatte nicht an die Möglichkeit eines Krieges in Westeuropa geglaubt. Die Verkündigung der Kirche versagte. Die Feldkaplane kamen mit den jungen Männern zusammen und mussten feststellen, wie wenig sie von christlicher Lebensführung wussten. Man glaubte, der Krieg würde läuternd wirken — das tut er jedoch nie. In Wahrheit erreichte das religiöse Leben in England um 1920 seinen Tiefpunkt. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Mittelstand, die Schicht, die am treuesten zur Kirche gestanden war, immer mehr dezimiert und gab ihren Glauben auf.

Die Zahl der Geistlichen ist stark zurückgegangen. Auch bei den Freikirchen ging die Zahl der Gemeindeglieder zurück. Die volksmissionarischen Vorstösse haben nur geringen Erfolg.

Es gibt aber auch hoffnungsvolle Lichtblicke. Von einer Feindschaft gegen die Kirche kann nicht gesprochen werden. Die weltliche Presse bringt viel kirchliche und religiöse Nachrichten und diskutiert kirchliche Fragen. Die BBC hat ein sehr gut ausgebautes religiöses Programm. 14 Millionen hören die Radiopredigt. An nationalen Festtagen strömt das Volk in die Kirche. Die Königin ist tief gläubig und spricht offen darüber. 70 Prozent der in England geborenen Kinder werden in der anglikanischen Kirche getauft. Das hat zur Frage Anlass gegeben, ob es richtig sei, Kinder zu taufen, wenn nicht Gewähr dafür geboten sei, dass sie in christlichem Sinne erzogen werden. Das neue Schulgesetz sieht vor, dass jeder Tag mit einem gemeinsamen Gebet begonnen wird und der Religionsunterricht im Rahmen des Schulprogramms erteilt wird. An den Universitäten wird versucht, in Evangelisationen an die Studenten heranzukommen. Die intellektuelle Elite verliess als erste die Kirche, wird sie auch als erste wieder zu ihr zurückkehren? Aber auch um die Arbeiter müht sich die anglikanische Kirche. Die Aufgabe der Kirche ist heute schwer und es wird ein aufopferungsvoller Dienst verlangt.

Ueber das ökumenische Zeugnis der anglikanischen Kirche führte Bischof Neill aus, dass sie von jeher führend in der Oekumene mitgearbeitet hat. Als besondere Gaben bringt sie das Bischofsamt und ihre reiche Liturgie. Das Bischofsamt haben die Reformierten Kirchen in der Krisenzeit der Reformation aufgegeben. Die anglikanische Kirche hat mit verschiedenen Kirchen ganze oder teilweise Abendmahlsgemeinschaft. Als besonderes Experiment erwähnte Bischof Neill die Vereinigte Südindische Kirche, wo bischöfliche und nichtbischöfliche Kirchen zu einer Einheit zusammengeschlossen sind. Man kann noch kein abschliessendes Urteil über diese Kirche abgeben, doch ist hier eine Kirche erstanden, die ihre Verantwortung ernst nimmt. Im gegenseitigen Aufeinanderhören und im Lernen voneinander besteht der Sinn der ökumenischen Arbeit. E. P. D.

Es ist besser eine Versicherung zu haben
und sie nicht zu brauchen,
als eine zu brauchen und sie nicht zu haben.
ZÜRICH Unfall

Kinderheime helfen miterziehen

«In all ihrem Tun und Lassen müssen die Menschen aller Völker und aller Klassen sich stets vor Augen halten, dass nichts Grosses und Gutes geschaffen werden kann ohne Zusammenarbeit.» Diese Worte des Polarforschers Nansen sind als Hausspruch auf einen Stubenbalken in einem zum Sinnbild gewordenen Kinderheim in den Bergen gemalt und ermahnen die Hausbewohner und die Gäste, dass die Gründung und Führung eines Hauses für Kinder auf einer Idee beruht, die sich nur auswirken kann im Zusammenspiel aller guten Kräfte für das Kind und im Verzicht auf rein materialistische Beweggründe. Zwischen diesen Ueberlegungen entscheiden sich auch von selbst Gelingen und Misslingen eines jeglichen Unternehmens.

Aus solcher Einsicht heraus und aus dem Bedürfnis, die Idee des Kinderheims vor übler Nachrede, hervorgerufen durch bedauerliche Vorfälle, die sich da und dort ereigneten, zu schützen, taten sich die Heimleiter von privaten Kinderheimen im Kanton Bern zusammen zu einer Arbeitsgemeinschaft. Es geht ihnen darum, zu beweisen, dass das Kinderheim eine wertvolle, ja sogar unentbehrliche Mithilfe zu leisten imstande ist in der Pflege und Erziehung der Kinder gerade unserer Tage.

Der Gedanke, ein freundliches Haus in gesunder Berggegend als Kinderheim aufzutun und hier eine gute Verdienstquelle zu erblicken, ist bei weitem ungenügend zur Führung eines dem Kinde dienenden Heimes. Solche Motive haben der Sache der privaten Kinderheime in den letzten Jahren sehr geschadet. Und die verantwortungsbewussten Heimleiter erfahren es schmerzlich, dass es nicht leicht ist, das einmal erschütterte Vertrauen bei den Eltern wieder herzustellen. Aber diese Erfahrungen haben im Lande herum wie ein Erwachen gewirkt und aufgerufen zur Arbeit an der Hebung des Berufes des Heimleiters und der Heimleiterin, für den, wie für alle Pflege- und Erziehungsberufe, auch eine innere Berufung notwendig ist.

So findet sich seit Anfang dieses Jahres eine stattliche Zahl von Heimleitern regelmässig zusammen zur Erneuerung und Weiterentwicklung ihres Wissens und Könnens. Durch Kurse und Vorträge orientieren sie sich über erzieherische, psychologische und medizinische Fragen. Sie lernen, wie sie die Kinder sinnvoll beschäftigen können und spüren dem guten Wohnstubengeist nach durch die eigene Bereitschaft, in die Welt des Kindes einzudringen und mit seinen Augen zu sehen. Kurzreferate von erfahrenen Heimleitern regen zu Meinungsaustausch an und geben in mancher Richtung Anregung. Wenn früher viele Kinderheimleiter irgendwo abseitsstanden mit ihren Sorgen und Schwierigkeiten, so bringt ihnen die neue Gemeinschaft das Gefühl, nicht allein zu sein, und das gibt ihnen neue Freude und neuen Mut, am Kinderheimgedanken weiterzubauen.

Brauchen wir überhaupt das Kinderheim? Dass das von langer Krankheit geschwächte Kind seine Gesundheit in gesunder, staubfreier Höhe schneller wiedererlangt, ist bekannt. Auch wenn sich in den Familien erschwerte Umstände einstellen, atmen manche Eltern auf, wenn sich ihrem Kind an sonniger Lehne ein freundliches Haus öffnet. Aber abgesehen von solchen aussergewöhnlichen Fällen — sollen wir denn überhaupt unser Kind in ein Kinderheim geben? «Niemals», und «mein Kind ...» höre ich die Stimme überängstlicher Mutterliebe und die Stimme allzu grosser Bindung an das Kind ausrufen. Aber da ist der Hansli, der zu zittern beginnt, wenn ein anderes Kind seine Spielsachen braucht, der Fredeli, der die ganze Familie terrorisiert mit seinen Willensäusserungen, das Suseli, das ohne Licht und ohne Bettmümpfeli nicht einschlafen kann, da sind alle die vielen Einzelkinder oder Spätlinge, die durch ungewollte Verwöhnung zu kleinen «Ungeheuern» geworden sind und sich nur schwer zur Gemeinschaft erziehen lassen. Ihnen allen tut die objektive, ruhige, von elterlichem Ehrgeiz freie Atmosphäre des Kinderheimes gut, in dem sie nicht eine betonte Rolle spielen, sondern sich in die Schar Kinder einfügen, als wäre es immer so gewesen. Auch den Kindern aus grossen Städten, aus den vereinheitlichten Häuserblökken und dem rationalisierten Haushalt tut die zeitweilige Verpflanzung ins Kinderheim gut. Um der gemächlichen Entwicklung des Kindes gerecht zu werden, fehlt oft die Zeit, zwischen Lärm und ständiger Gefahr der Strasse erleidet das Kind oftmals ihm wesensfremde Situationen. Im ländlichen Haus, inmitten einfacher Gegebenheiten atmet die kindliche Seele auf, wie die Pflanze, die man in lockeres Erdreich verpflanzt hat. Da ist nichts, was den langen, hastlosen Kindertag zerreisst, da werden seine Fragen und sein ununterbrochenes Geplauder ernstgenommen. Da sind die Tiere, die Katze und der Hund, da sind die andern gleichaltrigen Kinder, die es zum Spiel in ihre Mitte nehmen, so dass es vergisst, unartig und verwöhnt zu tun.

Am sonnigen Hang steht das Kinderheim, die Fenster der Kinderschlafzimmer stehen weit offen. Von der Laube zwitschert unaufhörliches Geplauder und fröhliches Lachen. Unten im Tal ist Nebel und grauer, manchmal verdrieslicher Alltag. Steigt da nicht in uns der Wunsch auf, es müsste möglichst vielen Kindern ein Aufenthalt in einem Kinderheim in den Bergen geschenkt werden? *gz.*

Politisches und anderes

Neue Verordnungen des Bundesrates

In seiner Sitzung vom 30. Dezember 1953 hat der Bundesrat folgende Verordnungen genehmigt. über geschützte Warenpreise und Preisausgleichsmassnahmen, über die Kontrolle der landwirtschaftlichen Pachtzinse, über die Mietzinskontrolle und die Beschränkungen des Kündigungsrechtes. Die neuen Bestimmungen sind mit 1. Januar 1954 in Kraft getreten.

Moskau antwortet auf die Note der Westmächte

Die Sowjetregierung hat am Montag den Botschaften der drei westlichen Grossmächte indentische Noten übergeben, in denen auf die westlichen Noten der letzten Woche geantwortet wird. Die Westmächte hatten in diesen Noten den 25. Januar als Eröffnungsdatum für die Berliner Viermächtekonferenz zugestimmt. Die russischen Noten vom Montag bestätigen die Entgegennahme der Mitteilung der Westmächte vom 1. Januar. Es wird angenommen, dass damit der Notenaustausch zur Vorbereitung der Viermächtekonferenz abgeschlossen wurde.

Malenkows erstes Interview

Zum ersten Male seit seinem Amtsantritt hat sich Premierminister Malenkow in einem Presseinterview zu einer Anzahl weltpolitischer Fragen geäussert. Es heisst darin: Es bestehen keine Hindernisse für eine Verbesserung der Beziehungen zwischen der Sowjetunion und der Vereinigten Staaten im neuen Jahr. Die Regierungen der Grossmächte werden die Stimme der Völker beachten und auf ihren wachsenden Wunsch nach einem dauernden Frieden Rücksicht nehmen müssen.

Mehr Prosperität im Jahre 1954 in USA

Präsident Eisenhower hielt am Montagabend seine von allen amerikanischen Sendern verbreitete Ansprache an das amerikanische Volk. Er erklärte dabei, das Jahr 1954 werde den Vereinigten Staaten noch mehr Prosperität bringen als das Rekordjahr 1953. Jedes der Regierung zur Verfügung stehende legitime Mittel zur Erhaltung der Prosperität sei eingesetzt und werde, wenn nötig, weiter angewandt. Weiter führte Eisenhower aus: Die Regierung glaubt, dass die Prosperität Amerikas vom Kriege oder von Kriegsvorbereitungen nicht abhängt und nicht abhängen muss. Wir wissen, dass unser grosses Land die notwendigen Anpassungen vornehmen kann, um den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen, ohne das wirtschaftliche Chaos herbeizuführen, auf das die Kommunisten hoffen.»

306 000 ostdeutsche Flüchtlinge im Jahre 1953

Die Westberliner Stadtregierung teilt mit, dass 1953 über 306 000 Ostdeutsche nach Westberlin flüchteten. Im Jahre 1952 machte ihre Zahl 120 000 aus. In den letzten fünf Jahren sind in Westberlin insgesamt 617 200 Flüchtlinge eingetroffen.

Sowjetisches Gold in London

An Bord eines Spezialflugzeuges aus Moskau ist auf dem Londoner Flughafen Gold im Werte von 1,5 Mill. Lst. und im Gewicht von fast zwei Tonnen eingetroffen. Die Sendung war an eine Londoner Bank adressiert. — Im Laufe der letzten vier Wochen trafen aus Moskau insgesamt 20 Tonnen Gold in London ein.

Verstümmelte Kinder

Eine der traurigsten und im allgemeinen wenig bekannten Folgen des letzten Krieges ist die hohe Zahl der Opfer, die durch die Explosion militärischer Sprengkörper verursacht wurde, die in der Erde geblieben waren und durch die zahlreiche Kinder verstümmelt wurden. In Italien zählt man jährlich durchschnittlich 1600 solcher Unfälle. Auf Grund eines Abkommens zwischen dem Internationalen Komitee vom Roten Kreuz und dem italienischen Roten Kreuz soll eine Anzahl dieser Kinder in der Schweiz in geeigneten orthopädischen Anstalten unterbracht werden.

Rudolf Kassner erhält österreichischen Staatspreis

Der seit vielen Jahren im Wallis lebende hervorragende Denker und Dichter Rudolf Kassner erhielt vom österreichischen Bundesministerium einen Staatspreis von 20 000 Schilling und die Ehrenurkunde. *cf.*

Abgeschlossen, Dienstag, den 5. Januar 1954.

BAHNHOFBUFFET
Zürich

«Doch, ganz gute Seide, aber hellblau nicht violett wie ich wollte.» «War es ein Junge?» «Nein, ein Mädchen.»

«Da warst Du nicht zufrieden?» rief eine junge Frau mit einem dicken Buben auf dem Schoss. Er trug Ohrringe, damit die bösen Geister, die überall lauern, ihn für ein Mädchen hielten, dem es nicht der Mühe wert wäre, etwas anzutun.

«Sei doch froh, dass Du überhaupt etwas bekamst», sagte leise und bescheiden eine ärmlich aussehende Matrone, in einfachem, schwarzen Baumwollgewand.

«Wie er eine zweite Frau nahm, schenkte er ihr, einem einfachen Landmädchen, gleich den schönsten violetten Stoff, und jetzt schickt er mich zu meinen Eltern zurück!», schloss die Unzufriedene ihr Klagelied. Eine Weile konnte ich nichts verstehen, alle sprachen durcheinander. Da ergriff eine alte Chinesin das Wort. Gut und einfach gekleidet, mit ruhigem, klugem Ausdruck, wäre ihr Auftreten, ihre Erscheinung nicht nur auf der weltfernen Dschunke von Gewicht gewesen. Ihre Persönlichkeit hätte sie auch in einem westlichen Salon oder Frauenverein zur Sprecherin gemacht. Mit der dem Chinesen eigenen Höflichkeit, wandte sie sich zuerst an mich, die Fremde «Wheiguo Tai (fremde Dame) was denkst Du?» Ich schwankte, was sollte ich sagen, in diesem wir immer noch fremden Lande mit seinen von den unseren so verschiedenen Anschauungen und Sitten? Ich entschloss mich zur Wahrheit.» Ich begreife den Herrn, ich hätte die ewige Quängelei auch nicht ausgehalten.» Zu meinem Erstaunen stimmten mir alle bei. Die Gerichtete zog sich brummend auf ihre Matten zurück und wies ihre mui tsai an ihr die Opiumpfeife zu richten, um die graue Wirklichkeit mit süssen Träumen von violetten Kleidern zu vertauschen.

Am Abend legten wir unweit einer kleinen Stadt an; eine ältere Frau wartete am Ufer, ganz allein. Meine Nachbarin flüsterte mir zu: «Der Vater ist nicht gekommen; er kann sein Gesicht nicht so verlieren.» Die Verbannte, von ihrem Mann begleitet, der ihr höflich über die schmale Landungsbrücke half, stieg aus. Er begrüsste die Mutter mit tiefer Verbeugung und sagte ihr wenige ernste Worte. Nach einer langen Kotau (Verbeugung) vor den beiden Frauen wandte er sich langsam ab und kehrte auf die Dschunke zurück, ohne einen Blick auf die Zurückbleibende zu werfen, die mit ihrer mui tsai langsam der Mutter zum Städchen folgte, wo sie hinter dem Eisernen Vorhang, der eine heimgesandte Gattin von der Welt trennt, den Rest ihrer einsamen Tage verbringen wird. Nach drei Tagen Reise in Kiating angekommen, übernachteten wir in der China Inland Mission bei einem rührend um uns besorgten, alten, englischen Ehepaar, das in dem abgeschiedenen Städtchen fast fünfzig Jahre, unter manchen Enttäuschungen und Entbehrungen, für das Wohl der Einwohner gearbeitet hatte. Der alte Mann, der immer noch in cash, der alten, kleinen Scheidemünze rechnete, verschaffte uns Sampan (Ruderboot) und Ruderer für die letzte Strecke den Min (Nebenfluss des Yangtses) hinauf, wo wir die Ebene mit einem guten Fussweg nach Omishien (Omistadt) erreichten. Der hier ziemlich breite Fluss ist in eine flache und eine tiefe, von Stromschnellen unterbrochenen Hälfte geteilt. Vorbei an dichtem Erlengebüsch und winzigen Heimstätten, sausten die kleinen Boote, kühn gesteuert, über die Wirbel hinweg den Strom hinunter, während unsere mageren, ausgemergelten Kulis im kalten Wasser fast bis zum Gürtel watend, mühsam, sich alle halbe Stunde abwechselnd, das Boot an langen Seilen aufwärts zogen. Diese Bootsleute, wie auch die Rickschakulis (Kulis, die in der Ebené und in den Städten den leichten, einsitzigen Wagen im Laufschritt ziehen), werden nicht alt. Spätestens mit vierzig Jahren werden sie von Lungenentzündung oder Tuberkulose hingerafft. Halbwegs auf der rechten Stromseite machten wir halt. Einer der Chinesen watete durch das Wasser zu einem riesigen in die Felswand gemeisselten Buddha, auf dessen Altar Weihrauchstengel anzuzünden.

Sieben Stunden hatte das schwere Ziehen des Bootes gedauert. Beim Abschied wollten die Männer noch nicht ihr Geld, um sicher zu sein, dass wir ihr Boot für die leichte Fahrt abwärts wieder nähmen. Eine kurze Strecke über Land an Reisfeldern vorbei, die, mittels von Kulis bedienten Treträdern mit Wasser feucht gehalten wurden, brachte uns nach Omishien, wo wir in der Filiale der Kiatingschen Mission, bei einem äusserst unwirschen, chinesischen Missionar übernachteten. Sein Beitritt zum Christentum schien uns eher auf finanziellen Ursachen, als auf seelischer Ueberzeugung zu fussen. Es war auch keine angenehme Situation am Fusse eines der heiligsten Berge Chinas, eine ausländische Religion zu vertreten.

Von hier ab kam eine andere Klasse von Trägern in Betracht. In den frühen Morgenstunden des folgenden Tages meldeten sich bergmässig kräftig gedrungene Gestalten mit leichten Bambusgestellen auf dem Rücken, statt der Bambusstöcke, die bisher unser Gepäck trugen. Wir gingen zu Fuss, trafen aber öfter Pilgrime, besonders Frauen, die auf einer Art Melkstuhl sitzend sich auf dem Rücken der Kulis tragen liessen.

Der Omishan (Omiberg) ist kein einzeln aus der Ebene aufsteigender Berg, sondern ein vielgefaltetes Gebirge, auf dessen Plateaus und in dessen Schluchten über siebzig Tempel, im üblichen chinesischen Baustiel, verstreut liegen. Da das Baumaterial ausschliesslich aus dem reichlich vorhandenen Pinienholz besteht, schwingen die Dächer nicht so kühn, wie bei den auf Ziegelgrund erbauten Heiligtümern mit Majolikaarabesken und Dachreitern. Mächtige Säulen haben durch Regen und Sturm schöne kastanienbraune Töne angenommen. Viele dieser Klöster beherbergen Alumnate, die von einem gelehrten alten Abte geleitet werden, ausserdem, in getrennten Höfen, Zellen für Mönche, Räume für Pilger und grosse Hallen als Massenlager für ärmere Wallfahrer. Wie die Klöster anderer Konfessionen, nehmen die Buddhistischen alle Wanderer gastlich auf. Gewöhnlich öffnen sich diese Räume auf einen kleinen blumengeschmückten Hof, und nach Süden auf eine grosse Terrasse, mit Blick auf die Ebene. Peinliche Sauberkeit herrscht überall: saubere Pritschen, in den höheren Lagen Kangs (kang: gemauerter Divan, der vom Fussende aus innen geheizt wird.), mit blendend sauberen Matten und schönen dickwattierten Decken. Am Kopfende lagen nach der Mitte zu leicht ausgehöhlte Prismen aus hellgrünem Porzellan als Kopfkissen. Der Chinese schläft auf hartem Lager.

In langgestreckten Zickzacks wanderten wir den Berg hinauf. Leichtansteigende Fusspfade führten zu wasserreichen Schluchten auf in den Fels gehauenen Gängen in schmal und schmaler werdenden Engpässen zu hängenden, schwankenden Brücken, die an besonders unwegsamen Stellen kühne Verbindungen herstellten. Wie freuten wir uns über das klare, frische Wasser, ein seltener Genuss in China.

Der Aufstieg wäre leicht in 2 Tagen zu machen; aber wir sehnten uns, die grossartige Bergland-

Psychologie in Frage und Antwort

Frage: Mein Mann ist überaus sparsam. Er gibt mir stets nur von Woche zu Woche das Haushaltungsgeld, knapp bemessen. Für mich bleibt da nie etwas übrig. Ich muss ihn um jeden Franken bitten, wenn ich mir irgend ein Kleidungsstück oder einen Gegenstand kaufen sollte, und meistens schlägt er mir meine Wünsche überhaupt ab. Letzhin hatte ich den Mut, ihn zu fragen, ob ich die Reise nach Paris, die von einer bekannten Zeitschrift für Frauen arrangiert wurde und die verhältnismässig billig wäre, mitmachen dürfte. Es lockte mich sehr, einmal unter lauter Frauen etwas Schönes zu erleben. Er schrie mich an, was mir einfalle. Worauf ich, ganz dumm, in einen Weinkrampf verfiel, die ganze Nacht weinte, bis zur völligen Erschöpfung, und mich seither ganz seltsam fühle, wie blöd. Ich kann lange Zeit einfach so dasitzen und meine Hände im Schoss betrachten, ohne das Geringste zu denken dabei. Mein Mann macht mir den Vorwurf, ich sei nur faul, aber das stimmt nicht. Ich kann einfach zeitweise nicht mehr arbeiten. Oft befürchte ich, ich verblöde. Was kann ich dagegen tun? Was kann das sein?

Antwort: Es kann sein, ja es wird sein, dass Sie die demütigende Lage, in die der Sparsinn Ihres Mannes Sie versetzt, nicht mehr ertragen. Sehr lange werden Sie nie gemuxt haben. Die Sache mit der verbotenen Reise war der letzte Tropfen, der den Krug bekanntlich zum Ueberfliessen bringt. — Immer noch ist es Brauch in der Schweiz, dass die Ehefrau gehalten wird wie ein Arbeitstier. Sie hat aber ein Recht auf angemessenes «Taschengeld», wie ihr Honorar benannt wird, mit dem sie nach Belieben schalten darf, ohne dem Mann über jeden Rappen Rechenschaft abzulegen. Eine gewisse Bewegungsfreiheit in Geldsachen wird ja sogar den Schulkindern vernünftigerweise eingeräumt, weshalb nicht entsprechend auch der Frau? Sie muss es nur verlangen. Wenn sie es nicht tut, ist sie zur Hälfte mitschuldig an solch unwürdigen Zuständen, wie Sie sie beschreiben. — Es ist für den Mann natürlich vorteilhaft, eine Frau zu haben, die ihm gratis als Haushälterin dient. Er wird sich auch gegen die Aufhebung solcher Versklavung tüchtig wehren. Von Seiten der Frau braucht es einigen Mut, dem oft ganz unbewussten «Tyrannen» entgegenzutreten und ihr Recht zu verlangen. Lieber leidet sie, als aufzutreten, ja, sie findet mit der Zeit, es sei wohl so alles richtig, und wundert sich dann, wenn sie zusammenbricht, wie Sie es tun. Nicht die Enttäuschung, dass Sie die hübsche Reise nicht mitmachen können, ist es, was Sie so darniederschlägt, aber sie haben daran realisiert, wie sehr Sie eine Gefangene sind, hoffnungslos dem Gutdünken des Mannes ausgeliefert, dem es offenbar noch nie in den Sinn kam, dass auch Sie ein Mensch mit eigenen Wünschen und Bedürfnissen sind. An diesem Zwischenfall ging ihnen auf, dass Sie, über jedes vernünftige Mass hinaus, als blosse Arbeitsmaschine und Spareinrichtung funktionieren müssen, wobei Ihre Würde als Frau, und damit jede Lebenslust, verloren gingen. Sie sagen, Sie starren auf Ihre Hände, die Sie in den Schoss legten. Ein trauriges, aber auch ein hilfreiches Bild. Lassen Sie die Hände im Schoss ruhen. Sie haben es sicher verdient. Zwingen Sie sich nicht zu Aktivität. Das Beste wäre, Sie würden Ihren Arzt aufsuchen und ihn bitten, Ihnen Ferien zu verordnen. Es braucht nicht Paris zu sein, wo Sie sich bloss ermüden würden. Irgend ein stiller Ort wäre das Richtige. Dort könnten Sie die neuen Gefühle und Gedanken, die Sie offenbar bedrängen, aufsteigen lassen und ordnen. In der Distanz zu Ihrem Mann und zum Haushalt wäre Ihnen möglich, das Ungeheuerliche zu erkennen, das darin liegt, dass ein Mann seine Gefährtin als selbständiges Wesen auslöschen will. Nicht einmal ein kleines Kind lässt sich solchen Uebergriff ins Persönliche protestlos gefallen. — Sie könnten dann auch überlegen und herausfinden, wie es kam, dass Sie sich so erdrücken liessen. Liebe wird's nicht gewesen sein, denn Liebe gibt Freiheit. Eher geschah's aus einer Ueberschätzung des Mannes, wie sie bei uns vielenorts noch blüht. «Der Bub», so heisst es, «ist mehr als das Mädchen»; (Man frage sich, weshalb.) «Die Frau steht unter dem Mann»; (wie viele Frauen sind tüchtiger und gescheiter als ihre Männer!). Gegen diese Vorurteile, das Männliche sei jedenfalls «mehr» als das Weibliche, gilt es, Stellung zu beziehen. Auch Sie müssen es wagen, den «Götzen Mann» in Ihrem Herzen zu stürzen, und dagegen das Bild des menschlichen Gefährten aufzurichten. Sind Sie in sich so weit gekommen, wird es Ihnen leicht fallen, die richtigen Worte, die wirkenden Taten zu finden, um Ihren Mann zu veranlassen, vom Thrönchen zu steigen und sich neben Sie zu stellen. Erst dann, wenn beide sich als Eigenmenschen in ihrem Wert gelten lassen und schätzen, ist eine Ehe, die diesen Namen verdient, möglich. T. T.

Zitternde Hände

An einem dieser Tage befand ich mich in einer sehr schlechten Stimmung. Es war mir so vieles wider den Strich gegangen. Eine Arbeit, auf die ich grosse Hoffnungen gesetzt, war zurückgekommen, eine Freundin hatte sich wegen einer Nichtigkeit mit mir gezankt und schliesslich — ja eben, es war noch mancherlei, was mich an diesem Tage geärgert hatte. Nicht einmal der helle Sonnenschein draussen vor den Fenstern vermochte mich aufzuheitern. An der Maschine versuchte ich wiederholt Zerstreuung, aber es kam nichts Rechtes zustande. Nun wusste ich in meiner Unzufriedenheit nichts anderes zu tun, als meinen vier Wänden den Rükken zu kehren. Ich begab mich in ein Café, in der Hoffnung, etwas hübsche Musik würde mir meine schlechte Laune vergessen lassen. Und da sass ich nun unter einer Menge fröhlicher Menschen, die schwatzten und lachten oder bei einer interessanten Lektüre sich die Zeit vertrieben. Ich liess mir ebenfalls eine Anzahl Zeitungen bringen. Ich las und blätterte darin, doch nichts vermochte mich zu fesseln.

Ich verliess bald wieder das Lokal, kehrte der lauten Stadt den Rücken und suchte draussen am See eine stille Anlage auf. Ich liess mich auf eine Bank nieder und schaute auf die friedliche, blaue Wasserfläche hinaus, auf der eine ganze Anzahl Boote kreuzten.

Während ich in meiner Verdrossenheit so dasass und mich nichts aufzumuntern vermochte, kam eine alte, vielleicht schon siebzigjährige Frau auf mich zu. Sie blieb vor mir stehen und fragte höflich, ob es erlaubt sei, Platz zu nehmen.

Ich nickte ihr freundlich zu und rückte ein wenig zur Seite. Sie dankte, liess sich mit einem Seufzer neben mir nieder und legte die Hände in den Schoss. Da sah ich, wie diese müden, abgearbeiteten Hände zu zittern begannen, erst ein wenig, dann immer mehr und mehr. Jeder Nerv schien in Bewegung zu sein. Selbst über ihr faltenreiches Gesicht mit den eingefallenen Wangen ging von Zeit zu Zeit ein Zucken.

Während ich sie betrachtete, begann sich in meinem Herzen tiefes Mitleid zu regen. Ich hätte gerne diese armen, zitternden Hände in die meinigen nehmen und dem alten Frauchen viele liebe Worte sagen mögen. Als hätte sie mein Bedauern gespürt, sagte sie schlicht: «Ich danke Ihnen!»

Dies hatte ich nicht erwartet. Ich schaute sie verwundert an und fragte: «Wofür danken Sie mir?»

«Für Ihr Mitleid! Ich habe es Ihnen angesehen, dass Sie sich mit mir beschäftigt hatten!» Und dann fuhr sie fort: «Ach, ich habe in meinem Leben so viel durchmachen müssen, so unendlich viel Schweres ist mir auf die Schultern gelegt worden. Wenn es Sie interessiert, will ich Ihnen ein bisschen aus meinem Leben erzählen.»

Ich nickte ihr zu, und nach einer Weile des Nachsinnens hub sie an: «Ich habe während des Krieges mit meiner Familie in Deutschland gelebt. Während einer Nacht wurden wir bei einem heftigen Bombenangriff unter den Trümmern des Hauses verschüttet. Bei diesem furchtbaren Unglück kamen mein Mann und meine beiden Töchter im Alter von 30 und 35 Jahren ums Leben, indessen ich mit schweren Verwundungen ins Spital eingeliefert worden bin. — Dort erfuhr ich nach Wochen, als es mit mir langsam der Besserung entgegenging, vom Tode meiner Lieben. Diese Nachricht hat mich tief ins Herz getroffen. Mein Zustand verschlimmerte sich aufs neue, gleichzeitig begannen meine Nerven zu versagen. Ich weinte ganze Tage und Nächte und wollte weder Speise noch Trank mehr zu mir nehmen. Ich hatte nur noch einen Wunsch, sterben zu können. Aber dies schien nicht Gottes Wille gewesen zu sein. Ich musste weiterleben. Und indem ich mich inniger als zuvor an meinen Schöpfer anschloss, konnte ich mit der Zeit diesen schwersten Schlag, der mich je getroffen hatte, überwinden.»

Als sie schwieg, sagte ich voller Erbarmen: «Es tut mir unendlich leid, dass Sie so viel Schweres erleben mussten, Sie Aermste! Wahrhaftig, Sie haben einen Seelenschmerz durchleiden müssen, unter dem manch anderer Mensch zusammengebrochen wäre!» Während ich dies sagte, schaute ich wieder auf ihre zitternden Hände, und da auf einmal schämte ich mich ob meiner Misslaunigkeit, von der ich mich eigentlich wegen Nichtigkeiten hatte überwältigen lassen. Und ich hatte nur einen Wunsch, dieser alten Frau etwas Gutes tun zu können, und ich fragte sie, ob sie irgend einen Wunsch hätte, ich möchte gerne etwas für sie tun.

Doch sie schüttelte den Kopf mit dem spärlichen weissen Haar und erwiderte: «Ich danke Ihnen herzlichst. Doch das Wenige, das ich zum Leben brauche, besitze ich — Gottlob! Ausserdem werde ich ohnehin nicht mehr lange zu leben haben, denn mein Herz macht mir seit langem viel zu schaffen». Doch wenn Sie mich einmal besuchen wollen, würde es mich freuen». Sie nannte mir ihren Namen und ihre Adresse. — Zum Abschied nahm ich ihre armen, zitternden Hände in die meinigen und drückte sie fest. Wiederum traf mich ein dankbarer Blick. Dann ging sie still davon, mit kleinen, langsamen Schrittchen.

Ich habe sie noch oft besucht und ihr dies und jenes mitgebracht, von dem ich annehmen konnte, dass sie es brauchen würde.

Eines Tages aber war die Tür verschlossen und niemand öffnete auf mein Läuten. Eine Nachbarin teilte mir dann mit, dass Frau N. in einer der letzten Nächte plötzlich gestorben und bereits begraben sei. Arme, alte Frau. So einsam wie sie gelebt, so einsam ist sie auch gestorben.

Lilly Wiesner

Der Schweizerische Landfrauenverband veranstaltet drei Wettbewerbe

Frauen und Töchter werden aufgerufen zu einem I. Wettbewerb über «Das Arbeitskleid der Bäuerin» zum Zwecke in Material und Schnitt einige zweckmässige Modelle zu erhalten.

Die Teilnahme an den Wettbewerben steht ausser den Mitgliedern der mit Organisation und Durchführung betrauten Kommission jedermann offen.

Der II. Wettbewerb: «Wie erleichtert sich die Bäuerin ihre Arbeit» bezweckt Anregungen zu erhalten wie vielerorts die grosse Arbeit besser und leichter bewältigt werden kann.

Der III. Wettbewerb: «Handarbeiten zur Verschönerung des bäuerliches Heimes» will namentlich die Jungen veranlassen, sich durch fleissige Betätigung in verschiedenen handarbeitlichen Volkskünsten zu üben, um damit dem bäuerlichen Heim orignelle und selbstgemachte Gemütlichkeit und Ausschmückung zu verschaffen.

Ueber alle näheren Bestimmungen gibt Fräulein H. Frankhauser, Sekretärin des Schweizerischen Landfrauenverbandes in Brugg, Auskunft.

Diese Wettbewerbe stehen im Zeichen der dieses Jahr in Luzern stattfindenden Schweizerischen landwirtschaftlichen Ausstellung.

Kinderdorf Pestalozzi, Trogen

Die Zeitung «Freundschaft», von 12- bis 16jährigen Zöglingen in ihrer Muttersprache — acht Nationen — verfasst und ins Deutsche übersetzt, erscheint, köstlich illustriert, viermal pro Jahr (Abonnement Fr. 2.50, Postcheckkonto VIII 1880, Kinderdorf Pestalozzi, Dorfverwaltung, Trogen). Anschaulich wird in Briefen und Aufsätzen die unglaublich vielseitige Tätigkeit der ganzen Jugendgemeinschaft geschildert. Die Nummer 15 bringt nun ausschliesslich Berichte von «Ehemaligen», welche nach vollendetem 16. Lebensjahr eine Berufslehre antraten oder eine Berufsschule besuchen, sei es in der Schweiz oder in ihrem Heimatland. Tief beeindruckt die Aeusserung von Dankbarkeit und anhänglicher Liebe zu den selbst unterrichtenden Hauseltern nationaler Zugehörigkeit, aber auch die herzliche Freundschaft zwischen den Waisenkindern aus acht so verschiedenartigen Völkern. Dauernde Zugehörigkeit zum Pestalozzidorf verleihen die, den Ausgetretenen jeweils überreichten Bürgerbriefe; vier solche wurden an Weihnachten ausgehändigt, darunter bereits der fünfzigste. Die zweite Heimat bleibt allen erhalten, ihr Lebensweg wird fortan verfolgt und betreut. «Wir trauen auf ihre Zuversicht, auf ihre junge Kraft, auf den Grund, der hier gelegt wurde, und auf den Segen, der allem menschlichen Tun und Planen den Sinn gibt» so bezeugte Dorfleiter Arthur Bill in seinem Vorwort zur Kinderzeitung «Freundschaft» am Weihnachtsfest der Ehemaligen-Nummer. Freunde und Gönner erlebten «Ein Weihnachtsspiel» mit Text und Musik des Musikmeisters Ernst Klug. Feierlich schlichte Weisen und Choräle erklangen, gespielt vom kleinen Jugendorchester und innig rein gesungen vom Kinderchor aus Nord und Süd. Das lebhaft wie auch andächtig dargestellte Krippenspiel, mit wahrhaft

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Wir danken!

Der Bund Schweizerischer Frauenvereine hat im Jahre 1952 ein Gesuch um 30 000 Franken an den Bundesrat eingereicht. Es bedeutete dies ein wichtiger Schritt, der erst nach reiflicher Ueberlegung und in genauer Kenntnis der heute an den BSF gestellten Anforderungen gemacht werden konnte. Das Gesuch wurde mit Wohlwollen aufgenommen, trotzdem es in einer Zeit gestellt worden ist, wo von vielen Seiten sehr ernsthaft gegen die Bundes-Subventionen Einsprache erhoben wurde. Der Nationalrat hatte die Subvention in der Höhe von 20 000 Franken bewilligt, der Ständerat aber wies das Gesuch mit einem kleinen Stimmenmehr ab. Der Bund Schweizerischer Frauenvereine, das heisst sein Vorstand, liess sich nicht entmutigen und stellte im Jahre 1953 erneut ein Gesuch, wissend, dass seine Leistungen für den Staat ohne weiteres mit denjenigen anderer, in weit grösserem Masse subventionierter Verbände verglichen werden dürfen. Wir haben das Gesuch wiederholt, um notwendige Arbeit leisten zu können, und das wurde offensichtlich anerkannt. Im Jahre 1953 ist der Nationalrat bei seinem Beschluss zur Bewilligung der Subvention festgeblieben und der Ständerat, der das Gesuch zuerst mit 15 gegen 13 Stimmen wiederum abgelehnt hatte, bewilligte es schliesslich einstimmig. Der Bund Schweizerischer Frauenvereine wird also im laufenden Jahre eine Subvention erhalten. Wenn sie auch statt 30 000 Franken nur 10 000 Franken betragen wird, so freuen wir uns doch aufrichtig darüber und danken all den Männern, welche im Parlament anerkennende und überzeugende Voten zu Gunsten der Subvention des BSF abgegeben haben.

Die finanzielle Hilfe ist wertvoll, doch ebenso wertvoll für uns ist die Einstellung massgebender Männer der Arbeit der Frau gegenüber. Noch haben wir zwar keine Stimme im Parlament; bei jeder endgültigen Entscheidung stehen wir ausserhalb «des Rings», und wir haben uns nach den Gesetzen zu richten, über welche die Männer allein entscheiden. Damit die Stimme der Frau im Schweizerland aber dennoch mehr und mehr gehört werden kann, unterhält der Bund Schweizerischer Frauenvereine das Schweizerische Frauensekretariat als seine Geschäftsstelle. In ihr laufen die Wünsche und Meinungen der Schweizer Frauen zusammen. Dort wird geprüft und beraten und der ständige Kontakt mit den eidgenössischen Behörden und Aemtern, aber auch mit privaten Organisationen ständig unterhalten. Der Kreis der Männer, welche die Mitarbeit der Frau im Staate zu schätzen wissen, wird immer grösser; die Bewilligung einer Subvention im jetzigen Zeitpunkt hat das bewiesen. Mögen die Schweizer Frauen selbst nun beweisen dass sie das Mehrfache dieser Subvention aus eigenen Kräften aufbringen können!

Bund Schweizerischer Frauenvereine
Die Präsidentin:
G. Haemmerli-Schindler

Januar 1954.

TERRACE PALACE HOTEL ENGELBERG Das Haus an der Sonne
Pensionspreis Fr. 18.— bis 24.—
Fam. Kaelin-Dähler
Mitglied des Clubs Schweiz. Geschäftsfrauen

---

schaft — mit Motiven, die frühere Mönche für viele alte Rollbilder verwertet hatten — länger zu geniessen. Ueberall fanden wir gastliche Aufnahme, den abendlichen Besuch des Abtes oder des Priors nach dem Mahle. Da die Saison vorgerückt war, kamen fast keine Pilger mehr und die Priester hatten Zeit etwas von den Geschehnissen der fernen Welt zu hören. Besonders rege war ihr Interesse für die Fortschritte der westlichen Medizin, Hypnose und Kräuterkunde. Das streng vegetarische Essen schmeckte ausgezeichnet — nicht nur in europäischen Klöstern speist man gut.— Allein sassen wir im grossen Essaal, der über 100 Personen gefasst hätte. Das raffiniert zubereitete Essen, von den kleinen, eifrigen Klosterschülern serviert, die mit ihren ernsten, kugelrunden, gelben Gesichtern vom Esssaal in die Küche eilten um dem Koch für uns immer mehr köstliche Gerichte abzuschwatzen, war nicht nur in kulinarischer Hinsicht ein Genuss.

An einem heissen Morgen machten wir vor einem grossen alten Tempel, mitten im Pinienwald, Halt, und packten den Frühstückskorb aus.

Da wir im Tempelbereich kein Aergernis erregen wollten, öffneten wir nicht die Fleischbüchsen, sondern erfrischten uns an chinesischem Brot — eine einfache Art Dampfnudeln — mit Auflage von Bohnenkäse (eine aus Kernbohnen gepresste Masse, die aufgeschnitten, kalt oder geröstet gegessen wird). Plötzlich fühlte ich, wie mir das Brot aus der Hand genommen wurde. Erschreckt wandte ich mich um: ein grosser, grauer Affe hockte hinter mir und biss in mein Frühstück. Bald waren wir von seinen Stammesgenossen umringt, bis ein Mönch kam und sie wie ausgelassene Kinder lächelnd fortwies. Die Affen waren gewohnt von den Brüdern als ihresgleichen behandelt zu werden und hatten diese Anschauung auch auf uns übertragen.

Immer steiler führte der Weg aufwärts durch prächtige Flora: rankende Hortensien, mit flachen Blütenkuppen, eine heliotropähnliche, niedrige Buschart, abgeblüte Rhododendron, Edelweiss, wie immer leicht zu erreichen; höher oben Latschen, viele Arten roter, wohlschmeckender Beeren, besonders grosse herbe Preiselbeeren wuchsen in Hülle und Fülle. Der schmale Pfad war längst zu einer steilen Felsentreppe gewandelt. Endlich am vierten Tag erreichten wir die Spitze.

Mitte Oktober, auf 4000 Meter Höhe herrscht auch am dreissigsten Breitegrad empfindliche Kälte. So kehrten wir, um uns zu erwärmen, in das grosse alpine Schutzhaus ein. Aus grossen Stämmen, eng aber grob zusammengefügt, glich es eher einer Klubhütte als einem buddhistischen Kloster. Ein Laienbruder brachte uns Tee und erzählte, wie im vorhergehenden Herbst der Tempel Tjing Miao abgebrannt sei. Es soll niemand dagewesen sein, und ohne Wasser hätte man doch nicht dem Feuer Einhalt bieten können. Weiter unten waren wir öfters an (durch Flammen, meist durch Blitzschlag verursacht) verzehrten Tempeln vorbeigegangen, die mit viel Kosten: Stiftungen frommer Pilger, wieder errichtet wurden. Der Bruder war gesprächig. Wenn wir auch nicht alles verstanden, entnahmen wir doch, dass in den höher gelegenen Klöstern die jüngeren Geistlichen lebten und die Alumnate nur bis zu 3000 Meter lägen. Ein Teil der Priester zog jeden Winter aus, um als eine Art chinesischer Bettelmönche, in der Provinz Geld für die Schulen, und zur Erhaltung der Gebäude zu sammeln. Im übrigen versorgten sich die Klöster durch eigene Landwirtschaft. Vor Juni fing die Saison nicht an. Krankheiten wären in der reinen Luft und Dank des guten Wassers selten. Viele der Mönche verständen sich auf Heilung durch Kräuter.

Relativ etwas langsamer als in der Mittelhöhe — in der Tiefe leidet man trotz der späten Jahreszeit noch unter der Hitze des Flachlandes — erstiegen wir die letzten 100 Meter zu der Kuppe, die vollkommen mit den Resten des abgebrannten Tempels bedeckt war. Stücke von gesprungenen Glocken und Schalen aus Bronce lagen zusammengehäuft auf einem Felsenvorsprung. Ueber der schroffen Tiefe nach Westen wogte eine dichte Wolkenschicht; nur einzelne Zacken lugten wechselnd hervor und gaben hin und wieder den Blick auf tiefer liegende Klostergebäude frei. Nach Osten sahen wir weit in die Ebene des Min und des Yangtses. Wie Kinderspielzeug hob sich Omishien von den grünen Wiesen ab. Für 500 chinesische Dollar hätte man sich für den Rest seines Lebens hier oben einkaufen können! Ein Blick in die gnädig verhüllte Zukunft hätte wohl manchen bewogen, eine weit grössere Summe hinzulegen, um hier in Ruhe und Abgeschiedenheit den Wirren späterer Jahre auszuweichen. Wenn ich jetzt das Stück einer gesprungenen Schale, mit chinesischen und tibetanischen Zeichen, das ich vom Mont Omi nach Europa mitgenommen habe, sehe, ergreift mich ein seltsames Gefühl.

Die eisige Kälte liess uns nicht lange weilen. Um ein Nachtlager zu finden, mussten wir zum Pass hinunter und wieder zu einem ganz einfachen, gut erhaltenen Tempel hinauf. Die Natur ist kärglich in dieser Höhe: windverwehte, verkrüppelte Pinien, steinbrechbewachsene Felsen, ärmliches Beerengebüsch kann sich gerade noch am Leben erhalten.

Angenehme Wärme empfing uns beim Eintritt in das eiszapfenbehangene Haus. Wohlig streckten wir uns vor den lodernden Flammen des grossen Kamins bei Tee und Klostergebäck: verzuckerte Beeren, Nougat, in Honig gekochte Biskuit, in Fett gebakkene, gezuckerte Reismehlkugeln lockten fächerförmig auf einer schönen alten Platte angerichtet. Als wir uns ausgeruht hatten, rief uns ein Priester auf die Terrasse hinter dem Tempel: der Nebel stieg, und weit hinaus sehen wir zur Grenze Tibets und auf schroffe, eisbekleidete Zacken.

Allein dieser Blick lohnte alle Mühen der Reise.

Schluss

Von Büchern

Der bekannte Psychologe Erich Neumann, Tel Aviv, gibt im Rascher Verlag Zürich zwei neue Werke heraus: **Kulturentwicklung und Religion** und **Zur Psychologie des Weiblichen.** Beide sind Frauen, die vor einer nicht ganz leichten Lektüre nicht zurückschrecken, sehr zu empfehlen. Besonders die zweite Publikation vermittelt endlich eine wirklich weibliche Psychologie, wobei die Frau und ihre Welt nicht als zweitrangig vom Männlichen aus verstanden, sondern in ihrer Eigenart als dem Männlichen ebenbürtig zur Seite gestellt wird.

Eine weitere Veröffentlichung sei hier erwähnt: **Von der inneren Welt des Menschen** von Francis G. Wickes, aus dem Englischen übertragen, eine Arbeit, die in einfacher Art Einblick gewährt in die gar nicht einfache Struktur unserer Seele und ihres Bereiches. Ueber alle drei Bücher soll später an dieser Stelle ausführlicher berichtet werden.

T. T.

Staatsbürgerliche Ecke

Die Schuldverhaft ist abgeschafft

Wenn man von Zeit zu Zeit ein wenig in der Bundesverfassung blättert, um sich über die einzelnen Artikel dieses Grundgesetzes unteres Bundesstaates erneut und eingehend zu orientieren, so trifft man auf Bestimmungen, deren Bedeutung man heutzutage kaum mehr richtig schätzt, weil man sich kaum mehr erinnert, wie es früher — bevor diese Bestimmung in Kraft gesetzt wurde — der Brauch war. Das ist auch der Fall beim Absatz 3 des Artikels 59, in dem es heisst: die Schuldverhaft ist abgeschafft. Man muss in die Vergangenheit zurückdenken, um diesen Satz richtig zu verstehen. Denn damals war es eine Selbstverständlichkeit, dass ein Schuldner nicht nur mit seinem Vermögen, sondern auch mit seiner Person für seine Schulden haftete. Wenn er nicht bezahlte, so konnte sein Gläubiger klagen, und der Schuldner wurde eingesperrt. Der arme Schlucker, der seine Schulden nicht bezahlen kann und deshalb in den Schuldenturm kommt, wodurch er überhaupt jeder Möglichkeit beraubt wird, Geld zu verdienen, ist ja eine bekannte Gestalt in alten Geschichten und Schauspielen. Aus diesem Grunde wurde diese Bestimmung bei ihrem Entstehen als grosse Errungenschaft betrachtet. Denn seither ist es so, dass ein Schuldner gegenüber Privaten wie auch gegenüber dem Staat nur mit seinem Vermögen und niemals mit seiner Person haftet. Eine Freiheitsstrafe ist weder als Zwangsmittel noch als Zahlungsersatz erlaubt und zulässig. Eine Ausnahme wird bei den Bussen gemacht. Wenn einer eine Busse nicht begleicht, so kann er eingesteckt werden. Aber da Bussen keine gewöhnlichen Schulden, sondern Strafen sind, ist dies ganz in Ordnung und wohl am Platze. Geldstrafen können jederzeit in Freiheitsstrafen umgewandelt werden.

Die Schuldverhaft ist abgeschafft — ein Beispiel für viele, das zeigt, wie sehr und weitgehend bei uns die Freiheit der Person geschützt wird und auch gegenüber der Straf- und Polizeigewalt des Staates anerkannt wird. Wir haben ein Recht auf körperliche Unversehrtheit und Bewegungsfreiheit, wie wir auch einen Anspruch auf Freiheit der Wohnung haben. Die praktischen Auswirkungen zeigen sich darin, dass alle Eingriffe der eidgenössischen und kantonalen Straf- und Polizeibehörden, wie Verhaftung, Verwahrung, Hausdurchsuchung usw., nur auf Grund von gesetzlichen Vorschriften zulässig sind.

Die Schuldverhaft ist abgeschafft — diese Bestimmung war und ist ein Teil der allgemeinen Anerkennung der persönlichen Freiheit, wie sie bei uns in der Schweiz üblich ist, und die man gerade heute, wo totalitäre Ideologien immer wieder Vertreter und Anhänger finden, doppelt schätzen muss. D. V.

---

orientalischem Gepräge in Ausstattung und Gewandung, ausgeführt vornehmlich mit Hilfe der Kunstgewerbe-Lehrerin Frau Klug, versetzte gross und klein eindrucksvoll in das weihnachtliche Geschehen. —

So geht ein steter Segen von dem Werk aus, das christlichen Sinn hochhalten und pflegen will und das Pestalozzis Namen würdig ehrt. — H. Lr.

Disteln

Es gibt für junge Mädchen eine Zeit, da sie um jeden Preis originell wirken möchten. Sie neigen dann einerseits zu Uebertreibungen und fühlen sich andererseits deprimiert, wenn ihnen andere an Originalität überlegen scheinen.

Als ich zu dieser Jungmädchensorte zählte, führte unsere Klasse ein Merkbuch ein, in dem jeder von uns ein Blatt zur Verfügung stand, auf dem bestimmte Vordrucke vorhanden waren: Wahlspruch, Berufsneigung, Lieblingsschriftsteller und Dichter, Musiker, Schauspieler, Filmgrösse, Lieblingsspeise usw. Auch die Lieblingsblume. Da wir alle durchaus der Ansicht waren, dass die Eintragungen sehr originell sein sollten, origineller als wir im Grunde genommen waren, und deshalb nicht ganz aufrichtig, schrieben wir oft die unglaublichsten Dinge dazu hin. Ich will meine Bundesgenossinnen nicht nachträglich verraten und gottlob existiert auch das Buch nicht mehr. Denn nach unserer Matura wurde im Kreis der Eingeweihten beschlossen, da die vergleichende Psychologie solch erbärmliche Resultate zeitigte, es sei das beste, das Buch feierlich zu verbrennen. Es gab freilich auch Punkte in diesem Werk, die man harmlos und farblos beschreiben konnte, einfach nur, damit etwas dastehe. Aber als ich zur Rubrik «Lieblingsblume» kam, empfand ich es als Schande und Charakterlosigkeit, keine solche zu besitzen. Mir gefiel die Orchidee. Aber das sah abgeschrieben aus, weil sie meine Vorgängerin vom vordern Blatt eingetragen hatte. Mir gefiel auch die Rose, die Nelke, das Veilchen, aber die waren doch kitschig-sentimental in unsern Augen und rochen zumindest nach altmodischer Sentimentalität. Die Dahlie war mir zu barock, Glockenblume hatten schon drei vor mir genannt. Ich wählte die Distel.

Sie schien mir im Augenblick höchst originell. Nun bemühte ich mich, ihre Schönheit zu entdekken. Denn wozu ich mich bekannt hatte, dafür wollte ich mich auch einsetzen. Ich beschäftigte mich jetzt eingehend mit Disteln. Jede Distel, die mir auf Feld und Wiese begegnete, versuchte ich zu lieben. So wie man Unverstandenes liebt und bedauert. Ich streifte oft durch Wald und Wiese, um Disteln zu pflücken. «Ihr macht mir die grösste Freude», erklärte ich meinen Kolleginnen, «wenn Ihr mir zum Geburtstag einen Strauss selbstgepflückter Disteln schenkt.» «Kannst du haben, wenigstens kostet es nichts», sagte die Zynischste unter ihnen. Aber auf der Distelsuche überraschten mich oft die vielfältigen Formen meiner Distelkinder. Ich fand kleine, dürrstengelige, aber so zart verästelte, kerzengrade emporgestreckte, mit Armen, die wie graue Lampen über mageres Grün sich breiteten, über Moos- und Schattenwiese oder über sonnentrockne Stoppeln. Sie hatten kleine Lämpchenblüten, die lila glühten, und die sie ins Gezweige hingen. Welcher Strahlenkranz schwebte über den Kugeldisteln, auf denen weisse Tupfen sassen und Bienchen und Schmetterlinge sie zu Ruhepolstern erkoren. Wie rührend schienen die noch kaum erschlossenen Knospen im fransigen Mäntelchen, wenn sie die weinroten Nasenspitzen zuversichtlich ins warme Licht streckten. Sie sahen eigentlich wie Borstenpinsel aus, bargen aber doch kleine Sternenwunder in sich. Ich war jedesmal freudig überrascht, welchen Reichtum meine Disteln über steinigen Grund trugen, wie sie Weg und Steg und Stoppelwiese schmückten und sich über elendem Grund strahlend ausbreiteten. Ich begann meine Disteln zu lieben. Ich bereute es keinen Augenblick, mich für sie bekannt zu haben. Sie lehrten mich leise, klug über Dinge zu denken, die sonst ungeachtet blieben und Schönheiten zu sehen, die vielen verborgen blieben. Ich war bereit, meine Disteln mit jener Leidenschaftlichkeit zu verteidigen, mit der die Jugend alles erfasst, was sie achten und begreifen lernt. Es schien freilich, dass ich ebensogut die Brennessel in die Rubrik hätte setzen können, gelben Hahnenfuss oder Strandhafer und Zittergras, wilde Vergissmeinnicht oder ein Möslein voll rostiger Blüten. Ich freute mich, zu erkennen, dass sie alle längst Kamaraden der Disteln waren und dass sie gelegentlich unter einer einsamen Zwergfichte ihre Zusammenkunft feierten. Wenn ich mit auf diesem Plätzchen stand, war mir ganz feierlich zumute, so, als ob ich in ihre Geheimnisse eingeweiht worden wäre. Mit den Disteln gehörte die ganze vielfach unbeachtete Wunderwelt ihrer Weggefährten zu mir: Der Bärlapp, der Löwenzahn, die Glockenblume, das lila Filigran der Kuckucksnelke und des Ginsters, der wilde Klee, die Schafgarbe und Akeleie und der Schachtelhalm. Wie schön strahlte meine Distel in diesem Wiesenstrauss!

Seither sind viele Jahre vergangen. Ich kenne alle Arten der Disteln, auch die Kugeldistel, die zu den schönsten Wundern der Gartenflora gehört, prangt in meinem Garten. Ich habe ganz dicke, übers Steppengras wuchernde Disteln gesehen, über kahle, ausgebrannte Steppen, die ans verlorene Paradies erinnerten und an den Urteilsspruch des lieben Gottes: «Dornen und Disteln soll sie dir tragen!»

Mir ist es heute ganz klar, dass dies kein Fluch, sondern ein Segen war. Nur die Dornen sind das Böse. Aber in seiner Güte hat der Herr hinter den Schmerz gleich die Freude gesetzt, die Distel. Sie sind schon die ersten Hoffnungssternchen in düsterer Nacht, sie drängen ans Licht und künden unsterbliche Kraft der Erde. Wer hätte in seinem Leben noch keine Dornen gespürt? Keinen Stachel gefühlt? Aber «Disteln soll sie dir tragen . . .», das ist das Tröstliche im paradiesischen Urteil. Disteln sind lange nicht so hart wie die Dornen und viel, viel schöner. Sie kleben noch zäh an nackter, wüster Erde, man muss sie pflücken, muss den Boden roden, und er gibt wieder neue Kraft.

Ich liebe Disteln. Sie weisen mir Wege über Unkraut und Wirrnis zum Trost aller Ordnung, die sich aus mühsamer Arbeit baut. Sie sind darum so tröstlich, weil sie aus magerm, steinigem Boden zufrieden und herrlich blühen. Mich dünkt, wenn ich manchmal müde und mit verhängten Hoffnungen vor meiner Arbeit sitze, vor mir einen Wiesen distelstrauss, als leuchteten sie auf einmal besonders verheissungsvoll. Freuen sie sich etwa, wenn ein Mensch ihren Sinn versteht? E. J.-C

Veranstaltungen

Schaffhausen: Verein für Frauenbildung und Frauenrechte. Donnerstag, den 14. Januar 1954, 20 Uhr, in der Randenburg: 3. Vortrag im Zyklus: Unsere Parteien und ihr Programm. Nationalrat W. Bringolf: Die Sozialdemokratische Partei und ihr Programm.

«Heim» Neukirch an der Thur

Volksbildungsheim für Mädchen

Sommer 1954

Mitte April bis Mitte Oktober: Sommerkurs (Alter 17 Jahre und darüber). Einführung in die Arbeit in Haus, Küche Kinderstube und Garten. — Leben und Aufgaben des jungen Mädchens, der jungen Frau, Mutter und der Staatsbürgerin. Besprechung religiöser, sozialer und politischer Fragen. — Turnen, Singen, Spielen, Wandern. Besichtigung von Betrieben aller Art.

Von **Mitte April** an: Einführungskurs in Haushalt und Hausdienst; für Mädchen im Alter von 14—16 Jahren. Dauer: 5 Monate.

Ferienwochen für Männer und Frauen unter Leitung von Fritz Wartenweiler:

24. bis 31. Juli 1954: Sommerferienwoche: Schweizer Dichter und Volksbildner in den Fusstapfen von Gotthelf.

2. bis 9. Oktober: Herbstferienwoche: Das Erziehen wird immer schwieriger. Hindernisse für die Erzieher im modernen Leben.

Genaue Programme sind zu erhalten bei Didi Blumer, «Heim» Neukirch a. d. Thur.

Radiosendungen

sr. Montag, 11. Januar, 14 Uhr: «Notiers und probiers»: «Schlank wie eine Tanne. — Die Bastelarbeit. — Kleinigkeiten. — Das Rezept. — Was möchten Sie wissen?» — Mittwoch, 13. Januar, 14 Uhr: Helene Stucki: «Das Kind als Erzieher». — Donnerstag, 14. Januar, 16.30 Uhr: Ruth Blum liest aus ihrem neuen Roman «Der Gottesstrauch». — Freitag, 15. Januar, 14 Uhr: Dr. Tina Keller «Geistige Gesundheitspflege» und Annemarie Bürgi «Lichtblicke». — Samstag, 16. Januar, 17.30 Uhr: «Die halbe Stunde der berufstätigen Frau»: Junge Schweizerinnen wollen ins Ausland.

Fernseh-Programm

für die Woche vom 10. bis 16. Januar 1954

Sonntag, 10. Januar: Tele-Tagesschauen: Neues aus aller Welt. Kamera auf Reisen: Norwegen (Film). «Ski chilbi». Ein volkstümlicher Abend. — Montag, 11. Januar: Berlin vor der Vierer-Konferenz. Kommentar: Felice A. Vitali. Ski-Fuchsjagd (Film). Fröhlich, heiter und so weiter: Elsie Attenhofer. — Mittwoch, 13. Januar: Unfall der Woche. Berichterstatter: Pol. Kpl. Haller. Der Künstler und Sportler Robert Lipps. Robben (Film). Wie wird man Tänzerin. — Donnerstag, 14. Januar: Vorhang auf! Szenen aus der Aufführung von Ruth und August Götz «Die Erbin» am Theater am Central, Zürich, mit: Maria Becker, Ellen Widmann, O. W. Hasse und Robert Freitag. — Freitag, 15. Januar: Wir greifen heraus: Veranstaltungen der kommenden Wochen. Bunter Abend mit dem Quintett Fernando Paggi von Radio Lugano.

Redaktion:

Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstrasse 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Die angenehme Trankur
HALIBUT
Konzentrierter Lebertran in kleinen Kapseln ohne unangenehmen Geruch
33 Kapseln Fr. 2.85 100 Kapseln Fr. 7.55 600 Kapseln nur Fr. 34.30
In Apotheken und Drogerien
ADROKA

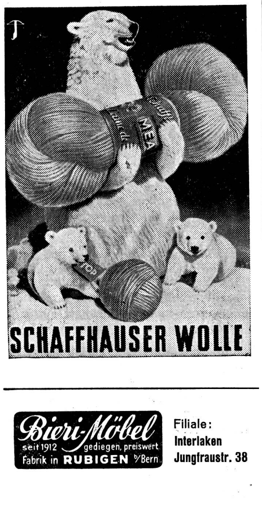
HACO QUALITÉ
schont Ihr Portemonnaie

ARM -Webrahmen -Tischwebapparate -Handwebstühle
gewährleisten ein angenehmes und vielseitiges Weben
Verlangen Sie Prospekte
WALTER ARM, Webstuhlbau, BIGLEN/BE Tel. (031) 68 64 62

25 Jahre Gipfelstube
Und immer wieder der feine Kaffee-Spezial mit dem Spez. Gipfel in der
Gipfelstube Marktgasse 18 - Zürich

GESCHENKE aus ZINN
sind beliebt und von bleibendem Wert
A. Rapold & Co. Zinngiesserei
Laden: Schlüsselgasse 3 Zürich 1

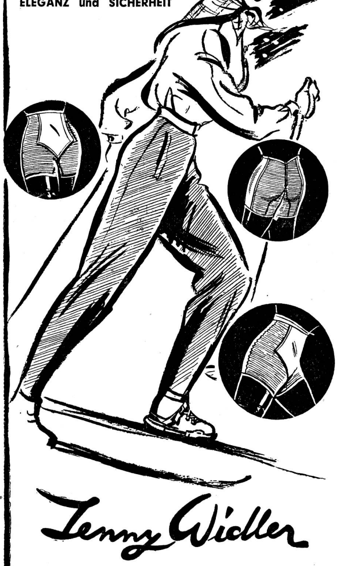
Tapeten A.G.
DECORATIONSSTOFFE
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30
VORHÄNGE



Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"

Seefeldstraße 119	Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212	Tel. 24 57 44
Forchstraße 37	Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz	Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1	Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18	Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87	Tel. 28 20 58

Die tadellos sitzende
Gummigürtelhose
bietet Ihnen im Skianzug
ELEGANZ und SICHERHEIT



Tenny Widler
Corsetière der Haute Couture
Zürich 1 Stadelhoferstrasse 33 Telephon 24 14 92

Der empfindliche Magen braucht
reines Pflanzenfett
»Schweizer Perle«
Ein Kochfett Ia
das nicht enttäuscht
SPEISEFETTWERK SCHWEIZER-PERLE AG. ZÜRICH

Bieri-Möbel
seit 1912 gediegen, preiswert
Fabrik in RUBIGEN b/Bern
Filiale: Interlaken Jungfraustr. 38

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7